

Kultur bildet.

Beiträge zur
kulturellen Bildung

Altes Eisen? Loring Sittler	2	Hey Alter ...! Sybille Kastner	5
Den Geist jung halten Kim de Groot	2	Nachgefragt bei Anja Hoffmann	5
Das Altern braucht Kultur! Frieder R. Lang	3	Rentner 2.0 Ursula Lenz	6
Kunst, Kultur und Demenz Theo Hartogh	3	Mit den Augen hören, mit den Ohren sehen Niels Rasmussen	6
Ich musste einfach schreiben Ein Gespräch mit Elfriede Brüning	4	Gut aufgehoben statt abgeschoben Ein Gespräch mit Anke Franke	7
		Kurz und knapp	8
		Impressum	8

Jeder fünfte Deutsche ist im Rentenalter und es werden immer mehr!

Gibt es eigentlich noch Senioren-
tel-ler? Schenkt man Simone de Beau-
voir, Grande Dame der Frauenbe-
wegung, Glauben, so ist unser würdeloser
Umgang mit dem Alter zurückzuführen auf
die kulturelle Konstruktion einer sich dem
Kapitalismus verschreibenden Gesellschaft.
Das Alter hängt über unserer Gesellschaft
und jedem Individuum wie ein Damokles-
schwert. Immer wieder lassen uns die Statis-
tiken der Demografieforscher erschauern:
Wir sind eine sich buchstäblich zu Tode al-
ternde Gesellschaft. Blüms sichere Rente ist

dahin, die mehrstöckigen grauen Auffangbe-
cken für Alte quellen über, die sorgende Fa-
milie hat sich längst als Ort der letzten Jah-
re selbst überlebt. Und doch: Alter, wann
auch immer es für jeden Einzelnen einset-
zen mag, ist Leben und nicht Ableben. Auch
viele Kultureinrichtungen haben längst be-
griffen, dass »die Alten« eine sehr heteroge-
ne Zielgruppe sind, die ihre eigenen Ansprü-
che an Museumsbesuche, Singkreise oder
Theatervorführungen stellen. Mit kleinen
Häppchen à la Senioren-
tel-lerkultur kommt man hier nicht weit. Geschmacklose Mini-

portionen Kultur und kulturelle Bildung
für den alternden Körper, der nicht mehr
so viel Nachschub benötigt, sind passé. Auf
die ganz unterschiedlichen Bedürfnisse älter-
er Menschen zugeschnittene Angebote sind
es nicht. Besonders im Bereich der kulturel-
len Bildung hat sich in den vergangenen Jah-
ren unglaublich viel getan. Lebensqualität,
sinnerfüllte Zeit und damit die Möglichkeit
zur sozialen und gesellschaftlichen Teilhabe
sind für ältere Menschen selbstverständlich
von zentraler Bedeutung. Die Zukunft kann
bunt sein statt grau.

Stefanie Ernst

Altes Eisen?

Wie leben, denken und engagieren sich die 15,24 Millionen 65- bis 85-Jährigen in Deutschland? — Loring Sittler

Im Auftrag des Generali Zukunftsfonds hat das Institut für Demoskopie Allensbach mit einem strukturierten Fragebogen eine auf die quantitative Datenerhebung ausgerichtete repräsentative Befragung der 65- bis 85-jährigen Bevölkerung durchgeführt. Für die Analyse von langfristigen Entwicklungen wurde auf Daten des Allensbacher Archivs zurückgegriffen, in dem frühere Befragungsergebnisse seit der Institutsgründung 1947 archiviert werden. Zudem wurden Daten aus der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse (AWA) genutzt, die seit Mitte der 1950er-Jahre jährlich durchgeführt wird und sich derzeit auf rund 25.000 Interviews stützt.

Neben den 4.197 Interviews wurden 28 ausführliche, auf Einzelbeispiele zielende Tiefeninterviews anhand eines Gesprächsleitfadens geführt. Solche ausführlichen Einzelgespräche bieten durch ihre Offenheit in der Gesprächsführung einen breiten Zugang zu individuellen Verhaltensmustern und Biografien und erlauben so, komplexe Zusammenhänge auf persönlicher Ebene aufzuzeigen. Die 20 Porträts am Ende der Studie zeigen die große Vielfalt unterschiedlicher Lebensentwürfe und Lebensläufe von 65- bis 85-jährigen Menschen in Deutschland auf. Zudem sind Originalzitate aus den Tiefeninterviews in die Studie eingebunden.

Die vom Institut für Demoskopie Allensbach vorgestellten Ergebnisse der Generali Altersstudie werden durch namentlich gekennzeichnete Beiträge renommierter Wissenschaftler ergänzt, indem sie die Befunde kommentieren, einordnen und vertiefen. So entsteht ein Gesamtwerk, wie es in dieser Form für die ältere Generation bislang einzigartig ist. Die Studie richtet sich bewusst an die breite Öffentlichkeit: Sie ist als Fischer Taschenbuch erschienen und als Sonderausgabe von der Bundeszentrale für politische Bildung zu einem Vorzugspreis zu beziehen.

Die Ergebnisse räumen endgültig auf mit dem noch weit verbreiteten stereotyp-defizitären Altersbild: Die Generation der heute 65- bis 85-jährigen ist heute mit ihrer materiellen Lage zufriedener als jede andere Generation. Mehr als jeder Zweite wohnt in einer eigenen Immobilie. Die Zufriedenheit mit der eigenen Wohnsituation und dem Wohnumfeld bewegt sich auf außerordentlich hohem Niveau.

Die noch weit verbreiteten Vorstellungen von einer vereinsamten älteren Generation werden von der Untersuchung nicht bestätigt. Die überwältigende Mehrheit hat nicht nur enge familiäre Bindungen, sondern auch einen Kreis von Freunden und Bekannten.

Zwei Drittel haben in dieser Altersgruppe noch einen festen Partner; 73% der 65- bis 85-jährigen mit Kindern sehen ihre Kinder mehrmals im Monat oder sogar mehrmals in der Woche; Großeltern haben mehrheitlich mehrmals im Monat Kontakt mit ihren Enkeln. Rund die Hälfte trifft darüber hinaus regelmäßig Freunde und Bekannte. Die überwältigende Mehrheit hat zu den eigenen Kindern ein gutes Verhältnis. Die Generationen pflegen in den Familien nicht nur in der Regel einen engen Kontakt, sondern unterstützen sich gegenseitig in eindrucksvollem Maße durch materielle wie immaterielle Leistungen.

Die Generation ist sehr mobil: Selbst die 80- bis 85-jährigen sind an vier von sieben Tagen unterwegs, rund ein Viertel dieser Altersgruppe fährt mehrmals pro Woche oder häufiger Auto.

Der vielbehauptete Gruppenegoismus der Älteren ist durch die Ergebnisse der Studie weitgehend widerlegt: Eine Mehrheit sieht es als ihre Aufgabe an, die Zukunft der Gesellschaft mitzugestalten. Die Untersuchung belegt das hohe Engagement der älteren Generation ausserhalb der Familie (45%). Selbst bei den 80- bis 85-jährigen ist der Anteil mit 29% sehr hoch. Die Angaben der 65- bis 85-jährigen zu dem Zeitbudget, das sie in ehrenamtliche Aktivitäten investieren, ergeben im Durchschnitt rund vier Stunden pro Woche, also mehr als 200 Stunden im Jahr. 27% der engagierten Älteren sind im Bereich Kultur aktiv. Überraschend hoch ist der erhebliche Anteil der jetzt engagierten Älteren, die im Leben bisher nicht oder schwach engagiert waren: Die weit verbreitete These von der kontinuierlichen Engagementbiografie muss somit differenziert betrachtet werden – auch im Alter entstehen neues Engagement sowie eine hohe Engagementbereitschaft.

Dabei ist diese Generation in ausgeprägtem Maße von dem Leitbild der Autonomie bestimmt. Die überwältigende Mehrheit ist darauf ausgerichtet, bei nachlassenden Kräften und gesundheitlichen Problemen ihren eigenen Haushalt aufrechtzuerhalten. Die Mehrheit möchte weder in Abhängigkeit von der Familie, noch von Heimen und Pflegeeinrichtungen geraten, sondern so weit wie möglich die eigene Selbstständigkeit mit Hilfe von Unterstützung aus der Familie und durch die Inanspruchnahme von Dienstleistungen verteidigen. Entsprechend wird es immer mehr zu einer Herausforderung, die unterstützenden Dienstleistungen für die Haushaltsführung und Pflege systematisch auszubauen.

Loring Sittler ist Leiter des Generali Zukunftsfonds

Den Geist jung halten

Bedeutung kultureller Bildung für alte und hochaltrige Menschen — Kim de Groot

Jeder, der aufhört zu lernen, egal ob er 20 oder 80 ist, ist alt. Jeder, der weiterlernt, bleibt jung. Das Größte im Leben ist es, den Geist jung zu halten. – So beschrieb der Industrielle Henry Ford die Entwicklungsaufgaben des Alters. Wenn die Kinder aus dem Haus sind und berufliche Aufgaben wegfallen, fordert die Lebensphase Alter dazu heraus, sich neuen Lebensentwürfen zu stellen, sich neu zu orientieren, Neues zu erlernen und sich noch einmal zu verwirklichen.

Angebote kultureller Bildung werden dazu von älteren Menschen gern genutzt, denn sie bieten neben ästhetischem Genuss sowie sinnlicher und geistiger Anregung in besonderem Maße die Möglichkeit, den Geist jung zu halten. In der kulturellen Bildung wird die nachberufliche Zeit, die viele Menschen heute gesund und aktiv erleben dürfen, sinnvoll gestaltet. Mit kultureller Bildung stehen ältere Menschen mitten im Leben, altern aktiv, tun etwas für sich selbst – und gern auch für andere. Kulturelle Bildung bietet individuelle Möglichkeiten des gesellschaftlichen Engagements. Laut der Generali Altersstudie 2013 engagieren sich 12% der engagierten Über-65-Jährigen im Bereich Kultur und Musik, ein deutlich höherer Anteil als in anderen Altersgruppen.

Hinzu kommt, dass kreativer Ausdruck und Lebensqualität im Alter in einem engen Zusammenhang stehen. Gemeinsam haben das National Centre for Creative Aging in Washington und die George Washington Universität eine Langzeitstudie zu den Wirkungen von aktiver Kulturteilhabe auf ältere Menschen mit zwei Vergleichsgruppen (zwischen 66 und 103 Jahre alt) durchgeführt. Die Studie hat gezeigt, dass Ältere, die sich künstlerisch betätigen, über ein besseres Wohlbefinden verfügen, weil ihre Perspektive für die Zukunft verbessert wird. Zudem gingen die Probanden aus der Studie seltener zum Arzt als Vergleichsgruppen, die sich nicht künstlerisch betätigen, und nahmen weniger Medikamente. So bedeutet aktive Kulturteilhabe sogar Gesundheitsprävention. Verbesserungen fanden sich auch im sozialen Bereich. Die Teilnahme an kulturellen Bildungsangeboten kann Ältere in Kontakt mit Gleichgesinnten bringen. Künstlerisch Aktive fühlen sich weniger einsam und verfügen über eine bessere geistig-seelische Verfassung. In Nordrhein-Westfalen wird im Jahr 2020 ein Drittel der Über-60-jährigen allein leben. Das Bedürfnis nach Kommunikation und sozialer Einbindung bleibt bestehen. Angebote kultureller Bildung bringen Gleichgesinnte in Kontakt, beugen der Vereinsamung im Alter vor, fördern den Austausch mit anderen und die Bildung sozialer Netze.

Die heute Älteren stellen häufig einen hohen Anspruch an die Angebote und möchten sich persönlich sowie in Bezug auf eine künstlerische Aktivität weiterentwickeln. Sie verfügen insgesamt über ein höheres Bildungsniveau als frühere Kohorten. Sie haben ein großes Bildungsinteresse, wollen im Alter ihren Horizont erweitern und gefördert werden. Mit Kaffeemittagen und dem Füttern von Schwänen geben sich diese Senioren nicht mehr zufrieden – so ein kulturell aktiver Herr in einem Interview, das für

870.000

Hochgerechnet auf die ca. 15 Millionen 65- bis 85-Jährigen in Deutschland, umfasst das Bürgerschaftliche Engagement Älterer 1,48 Mrd. Stunden pro Jahr – dies entspricht etwa 870.000 Vollzeitstellen.

Das Bedürfnis nach Kommunikation und sozialer Einbindung bleibt bestehen.

eine kürzlich erschienene Studie von kubia (Kompetenzzentrum für Kultur und Bildung im Alter) zu den Bedürfnissen von Senioren in kulturellen Bildungsangeboten geführt wurde. Von der Teilnahme an kulturellen Bildungsangeboten verspricht er sich, »nicht träge zu werden und im Kopf beweglich zu bleiben«.

Die Studie zeigt, dass die Motive zur Teilnahme an kultureller Bildung häufig mit dem Verlust beruflicher und familiärer Verpflichtungen in Zusammenhang stehen. Beispielsweise verlieren viele Ältere an Selbstvertrauen, wenn Rollen wegfallen, über die sie sich in jüngeren Jahren definiert haben. In kulturellen Bildungsangeboten entstehen künstlerische Produkte, die anderen präsentiert werden können. Die positiven Rückmeldungen darauf steigern das Selbstwertgefühl. Auch im Alter möchten wir gebraucht werden und produktiv sein. In kulturellen Bildungsangeboten wird die frei gewonnene Zeit wieder sinnvoll genutzt.

Und nicht nur die Älteren profitieren von einem kulturpädagogischen Diskurs. Angesichts der bevölkerungsstrukturellen Veränderungen im demografischen Wandel liegt es nahe, dass sich Kulturinstitutionen verstärkt Älteren zuwenden und passgenaue Angebote für sie konzipieren, um einem insgesamt abnehmendem Kulturpublikum entgegenzuwirken. Anbieter kultureller Bildung können durch die Auseinandersetzung mit der Zielgruppe beispielsweise freie Kapazitäten besser auslasten. Die Music Academy Düsseldorf legte die Proben der Rockbands 60plus in den Vormittag – eine Tageszeit, zu der Raum- und Lehrkapazitäten bislang meist ungenutzt blieben. In kürzester Zeit konnten allein durch die Etablierung dieser Bands die Schülerzahlen um 10% gesteigert werden. Abgesehen von den wirtschaftlichen Effekten liegt in dieser Auseinandersetzung aber auch eine Art Verpflichtung öffentlicher Kultureinrichtungen. Alfred Wendel, Intendant der Duisburger

Philharmoniker, begründet damit sein Engagement im Bereich Konzertvermittlungsprogramme für ältere Menschen, in diesem Fall mit Demenz: »Ich finde es wichtig, dass wir unsere Konzerte für alle Besucher öffnen. Wenn sie wie Menschen mit Demenz besondere Unterstützung und ein spezielles Angebot brauchen, müssen wir das berücksichtigen und Voraussetzungen dafür schaffen, dass auch sie ohne Ängste und Bedenken am kulturellen Leben teilnehmen können. Mir ist es außerdem ein Anliegen, dass man denjenigen, die jahre- oder vielleicht sogar jahrzehntlang unsere Konzerte besucht haben, etwas zurückgibt. Die Betroffenen entfernen sich durch die Krankheit immer mehr von ihrem früheren Leben, sie sind immer mehr separiert. In dem Moment, wo sie zu uns ins Konzert kommen, haben wir die Möglichkeit, sie wieder einzubinden. Diese Möglichkeit sollten wir nutzen. Ich finde sogar, dass wir eine moralische Verpflichtung haben, dies zu tun.«

Weitere Informationen finden Sie im Internet unter www.ibk-kubia.de und www.kulturgeragogik.de.

Kim de Groot ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Kompetenzzentrum für Kultur und Bildung im Alter (kubia) und fachliche Leiterin der Weiterbildung Kulturgeragogik

Kunst, Kultur und Demenz

Das Altern braucht Kultur!

Alter will gelernt sein — Frieder R. Lang

Im internationalen Vergleich zählt die deutsche Gesellschaft zu den ältesten Bevölkerungen: Das Durchschnittsalter lag bereits 2010 bei 44 Jahren, weltweit dagegen bei gerade 29 Jahren. Der demografische Wandel bietet zahlreiche Chancen für den persönlichen wie kulturellen Umgang mit Altern und Alter. Infolgedessen entstehen neue Berufe in Wirtschaft, Politik, Kirchen, Bildung und Gesundheitswesen, aber auch im kulturellen Sektor. Neuere Befunde belegen, dass gerade die Auseinandersetzung mit Kultur, kreativem, künstlerischem Schaffen und Musizieren wie auch das ästhetische Erleben für das Alter und Altern eine wichtige sinnstiftende und lebensqualitäts- oder sogar gesundheitsförderliche Bedeutung zukommen lässt. Um der großen Nachfrage nach akademischer Kompetenz in Fragen des Alterns und Alters nachzukommen, entstanden bereits seit den 1980er-Jahren gerontologische Studiengänge an deutschen Universitäten. Seit 1986 besteht an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg ein interdisziplinärer Studiengang im Fach Gerontologie (seit 2007: Master of Science), der sich schwerpunktmäßig Fragen der Bildung, Prävention, Intervention und Therapie in den Lebensphasen des Alters widmet. In Vorlesungen, Seminaren, Übungen und Praktika werden kulturelle Angebote und Kulturtechniken im Hinblick auf deren Bedeutung für das Altern reflektiert, analysiert und eingeübt sowie deren Bedeutung für Lebensqualität, Gesundheit, Kompetenz und Produktivität untersucht. Studierende des Studiengangs erwerben unter anderem Kompetenzen in der Entwicklung, Umsetzung und Evaluierung von Interventions- und Trainingsprogrammen, die sich musikalischen, ästhetischen, kreativen, sensorischen, motorischen und kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten im Alter widmen.

Altersforschung und Gerontologie haben eine lange Tradition an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg: 1966 wurde hier die Deutsche Gesellschaft für Gerontologie gegründet, 1973 der erste deutsche Lehrstuhl für Geriatrie und 1980 das erste Institut für Gerontologie (heute: Institut für Biomedizin des Alterns) eingerichtet. Im Interdisziplinären Centrum für Alternsforschung (ICA) der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg sind fünf Professuren aus gerontologischen Disziplinen sowie Mitglieder aus allen Fakultäten zusammengeschlossen. Zahlreiche Forschungsprojekte untersuchen die Bedeutung von Kunst, Musik, Ernährung und anderen kulturellen Einflüssen auf ein selbstbestimmtes, gesundes und langes Leben. Es werden auch neue altersgerechte Dienstleistungen und kulturelle Angebote für Menschen in der zweiten Lebenshälfte entwickelt.

Der am ICA angesiedelte Studiengang Gerontologie (MSc) ist auf Themen der Gesundheit und Lebensqualität im Lebenslauf ausgerichtet und bildet ein wichtiges Scharnier zu einem neuen interdisziplinären Verständnis der Chancen und Anforderungen der Lebensphase Alter. Im Studiengang Gerontologie werden biomedizinische, ethische, psychologische, sozial-, kultur- und sportwissenschaftliche Grundlagen und Kompetenzen vermittelt. Hierzu gehören neuere musik- und kunsttherapeutische Ansätze genauso wie die Vermittlung kultureller Kompetenzen, etwa im Hinblick auf die Situation der in Deutschland lebenden älteren Menschen mit Migrationsbiografien. Die Studierenden können während ihres Studiums anhand von Praxisbeispielen die Anwendung gerontologischen Fachwissens teilnehmend beobachten und im Hinblick auf die eigene berufliche Zukunft eigenständig umsetzen. Das Studium vermittelt eine umfassende berufliche Handlungskompetenz für eine Vielzahl von Tätigkeiten im Bereich der Planung, Gestaltung und Evaluation gerontologischen Handelns in der Praxis, wissenschaftstheoretischer Fundierung und Reflexion berufspraktischer Maßnahmen, spezifischer angewandter Forschungsmethoden der Gerontologie, der Diagnostik und Früherkennung, der praktischen Altenhilfe, der Fort- und Weiterbildung sowie der Umsetzung gerontologischen Wissens in Beratung und Sozialplanung.

Ein langes Leben und die Erfahrung des Alterns sind nicht nur biologische und soziale Tatsachen, sondern widerspiegeln auch die kulturelle Bedeutung des Alterns, etwa über Zukunfts- und Altersbilder, an denen sich Menschen von Kindheit an orientieren. Altersbilder prägen den kulturellen Umgang mit Altwerden und Altsein: in jüngeren Jahren hinsichtlich des Umgangs mit Älteren, im Alter hinsichtlich eigener Lebensführung und Lebensstile. Gesundes und positives Altern erfordert eine besondere Kultur des Alters. In allen Handlungsfeldern der Gesellschaft, in Politik, Wirtschaft oder Bildung sind kulturelle Praktiken und Altersbilder auch prägend für den Umgang mit den Lebensphasen des Alters. Schon die bedeutende Gerontologin und Alternspsychologin Ursula Lehr hat betont, dass es nicht darauf ankommt, wie alt wir werden, sondern wie wir alt werden.

Frieder R. Lang ist Universitätsprofessor für Psychogerontologie, Direktor und Studiengangsleiter am Institut für Psychogerontologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Trotz »abnehmendem Geist« bleibt das Gedächtnis im ästhetischen Bereich weitgehend erhalten. — Theo Hartogh

Der weltweit immer größere Anteil hochaltriger Menschen korreliert mit der zunehmenden Anzahl von demenziell erkrankten Menschen; allein in Deutschland gibt es ca. 1.300.000 Erkrankte und diese Zahl wird sich Schätzungen zufolge bis 2050 verdoppeln. Am häufigsten tritt die Demenz vom Alzheimer-Typ auf, Demenzen können jedoch auch andere Ursachen haben. Menschen, die demenziell erkrankt sind, ist aufgrund zunehmender kognitiver Einbußen eine selbstständige Lebensführung nur noch mit Einschränkungen und in einem fortgeschrittenen Krankheitsstadium gar nicht mehr möglich. Die Problematik ist vielschichtig, denn Demenz ist nicht nur ein Problem für Betroffene und ihre Familien, sondern auch eine medizinische sowie sozial- und gesundheitspolitische Herausforderung.

Trotz der demenziell verursachten Defizite bleiben demenziell erkrankte Menschen Teil der Gesellschaft, auch wenn sie in ihrem Verhalten nicht immer der Norm entsprechen. Daher greift ein ausschließlich medizinischer Blick auf das Phänomen Demenz zu kurz. Neben medizinischer und pharmakologischer Forschung sollte auch nicht-medikamentöse Therapien und Bildungsangeboten dieselbe Aufmerksamkeit geschenkt werden. Hier ist bezüglich der Forschung und der Praxis noch ein großer Nachholbedarf zu konstatieren. Der amerikanische Neurologe Peter Whitehouse und der deutsche Theologe und Soziologe Reimer Gronemeyer postulieren sogar, Demenz nicht als Krankheit anzusehen, sondern als einen normalen Alterungsprozess. Sie argumentieren, dass – so wie die Leistungsfähigkeit der Sinne und anderer Organe im Alter abnimmt – auch die Funktionsweise des Gehirns altersbedingt nachlässt. Sie sehen Demenz als Teil des Lebens und fordern daher mehr soziale statt medizinische Antworten auf das Phänomen Demenz. Auch wenn man diese Position in ihrer extremen Haltung nicht teilt, so ist doch festzustellen, dass beim Thema Demenz gesellschaftlich eindeutig die medizinische Sichtweise vorherrschend ist und diese Pathologisierung den Blick auf soziale und damit kulturelle Antworten jenseits von Therapie und Pflege verstellt.

In Kulturangeboten richtet sich die Aufmerksamkeit nicht auf die kognitiven Defizite des Einzelnen, sondern auf seine kulturellen und ästhetischen Interessen, Bedürfnisse und Kompetenzen. Statt des beeinträchtigten Gehirns gerät der ganze Mensch als Person in den Blick. Auch bei fortschreitender Demenz, bei der die Orientierung im Alltag nicht mehr möglich ist, bleiben leibliche Erfahrungen und das sogenannte implizite Gedächtnis im ästhetischen Bereich weitgehend erhalten: Wahrnehmung von Atmosphären und Stimmungen, Freude an Kunst, musikalisches Erleben, Tan-

zen, ein bekanntes Lied singen ... all das sind Kompetenzen, die nicht nur erhalten bleiben, sondern häufig sogar gesteigert werden können. Diese Kompetenzen sind nicht rein kognitiv, sondern im Laufe des Lebens durch stete Übung und wiederholte Handlungen erworben und »leiblich eingeschliffen« worden. Und bis zu einem gewissen Demenzgrad sind sie im praktischen Lebensvollzug auch durch konkretes Tun (wieder) zugänglich.

Demenz heißt also keinesfalls Abbau in allen Lebensbereichen. Demenziell erkrankte Menschen sind durchaus in der Lage, das Spielen eines Musikinstruments in Grundzügen zu erlernen, ein Bild oder eine Plastik zu schaffen bzw. bei einem Museumsbesuch unter professioneller Anleitung mit allen Sinnen Neues zu erforschen und für sich bedeutsam werden

Die Problematik ist vielschichtig, denn Demenz ist nicht nur ein Problem für Betroffene.

zu lassen. Zahlreiche Kunst-, Musik- und Tanzprojekte sowie Kulturinitiativen wie »RosenResli« und speziell ausgearbeitete Führungen für demenziell Erkrankte und ihre Angehörigen in Museen belegen die noch weitgehend ungenutzten Potenziale einer professionellen Kulturarbeit mit demenziell erkrankten Menschen. So haben sich mit der Initiative »Wir tanzen wieder« bundesweit Tanzschulen demenziell erkrankte Menschen als neue Klientel mit speziellen Tanzkursen und Veranstaltungen erschlossen. Innovative Konzertprojekte mit klassischem Repertoire wie »Auf den Flügeln der Musik« (Remscheid), »Écouter pour Mieux s'Entendre« (Luxemburg) und »Music for Life« (London) sprechen gezielt demenziell erkrankte Menschen an und zeigen, dass diese trotz ihrer Beeinträchtigungen am Musikleben teilhaben können, wenn Programm, Besetzung, Veranstaltungslänge und Moderation an die Bedürfnisse und die krankheitsbedingten Einschränkungen der Zuhörerschaft angepasst werden.

Solche kulturellen Aktivitäten steigern die Lebensqualität und tragen zum Erhalt der Identität demenziell erkrankter Menschen bei. Die gespannte Aufmerksamkeit, Lächeln und abnehmende Unruhe der beteiligten Personen sind deutliche Hinweise darauf, dass kulturelle Angebote aus dem häufig eintönigen, von Pflege und medizinischer Behandlung geprägten Alltag herausheben und Lebensfreude schenken. »Ich werde künftig öfter singen. Wenn ich singe, fühle ich mich sicher, intakt, kerngesund und lebendig!«, äußert sich Richard Taylor, der als einer der ersten Betroffenen ein Buch über seine Krankheit veröffentlicht hat.

Internationale Studien belegen, dass aktives Musizieren und Musikhören einen entscheidenden Beitrag leisten können, um die Lebensqualität Demenzerkrankter in allen Stadien zu fördern, denn musikalische Fähigkeiten bleiben länger erhalten als andere Kompetenzen wie z. B. Spra-

che. Damit präsentiert sich Musik als zentrales Medium, das für den einzelnen ein emotionales Ausdrucksmedium darstellt, das auch noch zur Verfügung steht, wenn die Sprache versagt. Hinzu kommt der soziale Aspekt, denn demenziell Erkrankte können in einem Chor oder Instrumentalensemble Kontakte mit anderen gleichgesinnten Menschen pflegen. Dieser soziale Aspekt des gemeinsamen Musizierens eröffnet auch zahlreiche Möglichkeiten für Pflegenden und Angehörige demenziell erkrankter Menschen, um z. B. die pflegeentlastende Wirkung des Musizierens zu nutzen oder zu Hause in der Familie gemeinsam zu musizieren.

Vor diesem Hintergrund ergeben die bisherigen Erfahrungen im Instrumentalunterricht mit demenziell erkrankten Schülern eine neue Sichtweise auf diese Zielgruppe: Wurden demenziell veränderte Menschen bisher wahrgenommen als Personen, die sich in der Pflege für Erinnerungsarbeit und zum Initiieren von Kommunikation über Musik gut erreichen lassen, jedoch kaum in der Lage sind, musikalisch Neues zu lernen, gehören sie mittlerweile auch zur Klientel von Musiklehrern. Im Sinne der Biografie- und Ressourcenorientierung sind demenziell Erkrankte in diesem Fall nicht Adressaten einer (musik-)therapeutischen bzw. pflegerischen Intervention, sondern Schüler, denen musikalisches Lernen möglichst barriere- und zweckfrei zugänglich gemacht wird. Wichtiger als die Transfereffekte sind dann Fragen nach internen und externen Hilfen, dem Unterrichtsarrangement, dem Lehrerverhalten sowie der Gestaltung von Stunden. Wie beim Unterricht mit orientierten Schülern stehen Musik und Musizieren im Vordergrund, nicht therapeutische Behandlungsziele oder Transfereffekte des Musizierens.

Der Erfolg kultureller Aktivitäten ist maßgeblich von der (kultur-)geragogischen Kompetenz des Anleiters sowie der inhaltlichen Qualität des Angebots abhängig. Daher sind Qualifizierungen für interessierte Anleiter notwendig, die mit demenziell Erkrankten in den unterschiedlichen kulturellen Bereichen arbeiten wollen. Ein erster vielversprechender Schritt sind bundesweit die hochschulzertifizierten Weiterbildungen »Musikgeragogik« der Fachhochschule Münster und »Kulturgeragogik« des Instituts für Bildung und Kultur Remscheid.

Es bleibt zu hoffen, dass angesichts der stetig steigenden Zahl demenziell erkrankter Menschen »die soziale

Statt des beeinträchtigten Gehirns gerät der ganze Mensch als Person in den Blick.

Antwort« von Kultur und Musik gehört und in Praxis und Forschung umgesetzt wird zur Steigerung der Lebensqualität Betroffener, als Weg kultureller Teilhabe und damit letztlich als Beitrag zu einer humanen und inklusiven Gesellschaft.

Theo Hartogh ist Professor für Musikpädagogik an der Universität Wehrta

70%

Rund 70% der Erkrankten sind Frauen. Jahr für Jahr treten in Deutschland fast 300.000 Neuerkrankungen auf.

Frau Brüning, das Interesse an Ihren Büchern und Ihrer Person ist ungebrochen.
— Ja, gerade am Sonnabend hatte ich erst wieder eine Lesung und morgen bin ich in Potsdam.

Merken Sie, dass das Publikum bei Lesungen heute andere Erwartungen an Sie als Schriftstellerin hat als vor 30, 40 Jahren?

— Das weiß ich nicht. Aber manches Mal wundere ich mich schon, dass noch so viele kommen. Am vergangenen Sonnabend las ich in einem kleinen Café in der Immanuelkirchstraße in Berlin.

Trotz des herrlichen Wetters war der Raum voll mit absolut interessierten jungen Menschen. Das war wunderbar. Ich las aus einem meiner ersten Bücher nach 1945, »Damit du weiterlebst«. Der Roman handelt von den hingerichteten Antifaschisten Hilde und Hans Coppi, deren Sohn im Gefängnis geboren wird. Es ist 1949 zum ersten Mal erschienen und wurde in der DDR 16 Mal aufgelegt. Damals, das waren die goldenen Zeiten für uns Schriftsteller. Zwar sollen aktuell einige meiner Bücher ganz neu herausgebracht werden, man verdient heutzutage als Autor aber so gut wie gar nichts mehr. Auch die Lesungen soll ich, ginge es nach den Willen der Veranstalter, am liebsten umsonst halten. Die Honorare sind schon sehr niedrig – wir Schriftsteller werden meiner Meinung nach sehr stiefmütterlich behandelt.

Denken Sie, dass diese Umsonst-Mentalität etwas mit Ihrem Alter zu tun hat? Ganz nach dem Motto »Wenn die alte Dame liest, dann tun wir ihr damit doch schließlich auch was Gutes ...«?

— Nein, das glaube ich nicht. Das ist ein allgemeines Phänomen. Ich wundere mich manchmal, dass es überhaupt noch Schriftsteller gibt.

-10

Im Durchschnitt liegt das gefühlte Alter rund zehn Jahre unterhalb des biologischen Alters.

Ich musste einfach schreiben

Stefanie Ernst im Gespräch mit Elfriede Brüning – seit über 80 Jahren Schriftstellerin!

Würden Sie in der heutigen Zeit denn wieder Schriftstellerin werden wollen?

— Ich musste einfach immer schreiben. Ich leide heute sehr darunter, dass ich nicht mehr schreibe. Ich lebe ja nicht mehr in dieser Zeit, kann mich nicht bewegen, nicht mehr alleine auf Veranstaltungen gehen und bin stets auf fremde Hilfe angewiesen. Das ist kein Leben.

Schreiben Sie nicht mehr, weil Ihre Hände nicht mehr wollen?

— Nein, weil ich nichts mehr erlebe.

Und über diese Leere zu schreiben kommt für Sie nicht in Frage?

— Nein. Im Alter besteht mein Leben aus Lesen. Der Geschmack ändert sich allerdings. Vieles was ich früher mochte, gefällt mir heute nicht mehr.

Ihr Leben bildet ein ganzes dramatisches deutsches Jahrhundert ab und damit die unglaublich erscheinende Zahl von fünf verschiedenen Staatsformen. Geboren noch unter Kaiser Wilhelm II., aufgewachsen in der Weimarer Republik und während der NS-Zeit, dann lebten Sie in der DDR und nun im wiedervereinigten Deutschland. Was war für Sie die kulturell spannendste Zeit?

— Die Weimarer Republik war mit ihren großartigen Filmen und Büchern die spannendste Zeit für mich. Zudem dachten wir, wir ständen kurz vor der Revolution.

Die Zeit, die Sie auch kulturell am stärksten ausgeschlossen hat, war sicherlich die NS-Zeit?

Während der Nazizeit war man ja völlig isoliert. Ich war kurze Zeit im Gefängnis, und als ich entlassen wurde, war mir der Kontakt zu meinen früheren Freunden und Weggefährten untersagt. Viele von ihnen waren zudem emigriert oder saßen im Gefängnis. Erst viel später habe ich erfahren, dass Harro Schulze-Boysen und auch Ilse Stöbe, die im Widerstand gegen den Nationalsozialismus fest verankert waren, ganz in meiner Nähe wohnten.

Haben Sie, nachdem Sie aus dem Gefängnis entlassen wurden, niemals mit dem Gedanken gespielt, das Land zu verlassen?

— Während meiner Gefängniszeit schrieb ich das Buch »Junges Herz muss wandern«, das 1936 erschien. In dem Verlag, in dem mein Buch erschien, lernte ich meinen Mann kennen, der dort als Lektor tätig war. 1937 heirateten wir, und 1942 wurde meine Tochter geboren. An Emigration dachten wir nicht. Da Mütter mit kleinen Kindern damals Berlin verlassen sollten, zogen wir für drei Jahre zu meinen Schwiegereltern, Domänenpächter in der Magdeburger Börde. Zwar hatten wir ein für diese Jahre geruhiges Leben, eine glückliche Zeit war es für mich aber nicht. Ganz im Gegenteil. Ich gehörte dort einfach nicht hin. Ich habe mich mit den Arbeitern solidarisch gefühlt und war für sie aber die vom Schloss. Ihr Vertrauen zu gewinnen, war sehr schwer. Wieder war ich isoliert. Zudem gab mein Mann seine Lektorentätigkeit auf und kümmerte sich verstärkt um die Landwirtschaft seiner Eltern und rang um sein Erbe. Wir haben uns auseinandergelebt. Ganz anders waren da die ersten Jahre in der DDR. Wir traten an, um ein Paradies aufzubauen. Aber auch zu DDR-Zeiten habe ich als Schriftstellerin immer um Anerkennung kämpfen müssen. Meine Bücher wurden von der Führungsebene immer sehr stark diskutiert und kritisiert. Ihnen fehlte der positive Held ... es war nicht einfach. Aber ich hatte meine Leser, so dass die Verlage immer wieder Neuauflagen drucken mussten. Die Reaktionen »von oben« blieben immer eher ablehnend. Sie haben ständig irgendetwas gefunden, was ihnen in meinen Büchern nicht gefiel.

Unterschriftenfälschung, Frau Brüning?

Nun ja, aber der Artikel wurde tatsächlich gedruckt. Damals war ich junge 19 Jahre. Für das Berliner Tageblatt schrieben Größen wie Thomas Mann und Alfred Polgar. Ich war begeistert und dachte, jeder müsse mir meine neue Berühmtheit ansehen. 14 Tage später schickte ich einen weiteren Artikel an Fred Hildenbrandt. Er bestellte mich daraufhin in sein Büro beim Berliner Tageblatt und teilte mir mit, dass er ihn für sehr gelungen halte. Am nächsten Tag lag ein Brief auf meinem Schreibtisch, den ich heute noch auswendig kann: »Liebes Fräulein Brüning, vielleicht wissen Sie nicht, wie selten ich so an meinem Schreibtisch unmittelbar hingerissen sein kann. Diesmal aber war es so. Wenn es Ihnen Freude macht, es zu hören, aus Ihnen wird etwas ganz Seltenes. Wenn Sie nicht sterben und, so ungeschickt es jetzt ausgedrückt ist, wenn Sie weiter so behutsam das Letzte aus einem Thema herausholen, und Sie unterwegs kein Schicksal stört.« Zwischenzeitlich war ich in den 1928 gegründeten Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller eingetreten. Ein junger Autor hatte mich animiert, zu einer Versammlung zu gehen. Ich war sehr angetan von der ganzen Atmosphäre und wurde zum damals jüngsten Mitglied. Persönlichkeiten wie Anna Seghers, Friedrich Wolf, Ludwig Renn und Johannes R. Becher waren Mitglieder im Bund. Die NS-Zeit war für uns alle eine Zeit der Leiden und der Bedrohung.

Sie haben die Bücherverbrennung auf dem heutigen Bebel-Platz miterlebt.

— Der Bund wurde nach Hitlers Machtergreifung 1933 verboten. Unser Treffpunkt wurde von der SA besetzt und die dort lagernden Bücher beschlagnahmt. Wir mussten uns in aller Herren Winde zerstreuen und hatten keine Anlaufstelle mehr. Dann kam die Bücherverbrennung. Da dachte ich, ich werde mal hingehen, vielleicht kommen auch andere, damit wir wieder in Verbindung treten können. Und so war es dann auch. Seitdem trafen wir uns wieder regelmäßig. Wir waren in mehrere kleine Gruppen aufgeteilt. Hans Schwalm, der sich später in der Emigration Jan Petersen nannte, hielt die Verbindung zwischen den einzelnen Gruppen aufrecht, die weiterhin aktiv waren. Bis Ende 1935 ging alles gut. Es hatte sich bei uns ein Spitzel eingeschlichen, der uns an die Gestapo verraten hat. Die Gestapo hatte uns schon ein ganzes Jahr im Visier. Ich wurde inhaftiert, vom Vernehmungsrichter freigesprochen, trotzdem aber nicht von der Gestapo entlassen. So blieb ich zur Verfügung der Gestapo in Schutzhaft und musste damit rechnen, dass ich überhaupt nicht mehr frei kam. Irgendwann wurde ich dann doch freigelassen. Während der Zeit im Gefängnis schrieb ich an meinem zweiten Buch.

Welchen Zensurmaßnahmen unterlagen Sie damals?

— Ich musste jeden Tag das, was ich geschrieben hatte, bei der Gefängnisbeamtin abgeben und bekam es erst nach Tagen zurück. Ich wusste also, dass die Gestapo mitlas. Das Buch ist eine harmlose Liebesgeschichte. 1936, nachdem ich frei war, konnte es im Schützen-Verlag erscheinen.

Haben Ihnen Ihre Eltern aus Sorge niemals geraten, mit dem Schreiben aufzuhören?

— Meine Eltern waren immer auf meiner Seite. Auch als ich meine Arbeit hingeworfen hatte und als freie Schriftstellerin leben wollte, verstanden sie diesen Schritt. Und das, obwohl mein Lohn die einzige Einnahmequelle der Familie war. Mein Vater hatte seine Werkstatt aufgeben müssen und musste stempeln gehen. Meine Eltern haben mich immer bestärkt und dafür bin ich ihnen heute noch dankbar. Schriftstellerin zu werden war die richtige Lebensentscheidung. Noch heute geben mir meine Lesungen immer wieder Auftrieb, das ist wunderbar. Leider werden die Anfragen mit zunehmendem Alter weniger, weil die Menschen denken, ich könnte es nicht mehr. Aber morgen habe ich die nächste Lesung in Potsdam. Ich freue mich darauf.

Elfriede Brüning, Jahrgang 1910. Geboren im Kaiserreich, seit frühester Jugend politisch engagiert und Schriftstellerin mit Leib und Seele. 30 Bücher mit einer Auflage von insgesamt mehr als 1,5 Millionen hat die älteste aktive Schriftstellerin Deutschlands vorzuweisen. »Kultur bildet.« besuchte sie in ihrer Wohnung in Berlin-Friedrichshain, in der sie nach wie vor selbstständig lebt und sich auf ihre Lesungen vorbereitet.

Hey Alter ...!

Erfahrungen mit einem intergenerativen Ausstellungsprojekt im Duisburger LehmbruckMuseum — Sybille Kastner

Glamour und Sexyness sind Schlagworte, die man heute in den Marketing-Abteilungen der Kulturbetriebe häufig hört. Was die Museen dem demografischen Wandel entgegenzubringen haben, hat damit zunächst nichts zu tun. Kunst mit Kaffeeklatsch und reichlich Sitzgelegenheiten – ist es das, was unser zukünftiges Besucherangebot ausmachen wird? Grau in Grau, wer will das schon? Sind unsere spezifischen Vermittlungsangebote für Ältere attraktiv genug, um sie zu vermarkten oder verstecken wir sie doch lieber, sind sie etwas, das man nebenbei »auch« anbietet? Wie man der neuen Altersstruktur in Zukunft begegnen kann, welche Vermittlungsformate spannend für alle Beteiligten sind und was Generationenbegegnung durch Kunst bringen kann, wollte das LehmbruckMuseum in Duisburg wissen und hat es mit der intergenerativen Ausstellung »Hey Alter ...!« ausprobiert.

Die Rahmenbedingungen waren gut: Die Ausstellung wurde gefördert vom Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes NRW, die Museumsleitung war aufgeschlossen und stand hinter dem Konzept. Mit dem Institut für Bildung und Kultur fand das Museum einen erfahrener Partner für die Evaluation, die wissenschaftliche Beratung übernahm der Gerontologe Michael Ganß. Schwieriger gestaltete sich jedoch das Anbahnen einer ganz neuen Beziehung. Die Zusammenarbeit zwischen klassischer Hochkultur und lokalen Netzwerkpartnern aus der Seniorenarbeit ist in der Kunstvermittlung nicht so traditionsreich wie die mit Schulen. Hier bedurfte es zunächst neuer Überlegungen und Anstrengungen, um die Zielgruppe zu erreichen, bevor man mit dem Projekt startete.

Die Ausstellung selbst umfasste sowohl zeitgenössische Leihgaben als auch Exponate der Sammlung des LehmbruckMuseums, darunter Videoinstallationen, Skulpturen, Gemälde und Fotografien. Die unterschiedlichen künstlerischen Positionen und das umfangreiche Begleitprogramm regten dazu an, sich über Vorurteile und Stereotypen, über Unterschiede und gemeinsame Interessen der Generationen auszutauschen. Als Publikumsliebbling erwies sich eine Videoinstallation von Julika Rudelius: Die Arbeit »Forever« befasst sich mit dem Wunsch nach ewiger Schönheit, vorgetragen von gelifteten US-amerikanischen Frauen über 60, die beteuern, dass wahre Schönheit von Innen komme, und hinterlässt ein sehr ambivalentes Gefühl beim Betrachter. Aber auch Bill Violas Arbeit »The Passing«, Fotos von Michael Hagedorn zum Thema Demenz oder die Fotoserie »A Girl and her Room« von Rania Matar regten einen lebhaften Dialog über Kunst und über die eigenen Sichtweisen zum Thema Jugend und Alter an. Die Ausstellung zog über einen Zeitraum von drei Monaten viele Besucher aller Altersgruppen in den Bann.

Besonders vielfältig gestaltete sich das Vermittlungsangebot, das vor allem junge Menschen zwischen 14 und 20 Jahren und älteres Publikum ab 60 Jahren einbinden wollte. Die vielen verschiedenen Formate bildeten ein Experimentierfeld, um wichtige Impulse zu liefern, die das LehmbruckMuseum auch nach Ausstellungsende als einen Ort der Generationenbegegnung etablieren sollen. Es gab Workshops, öffentliche Angebote im Rahmen der Abendveranstaltung »plastikBAR«, spezielle »Blind Date«-Führungen, bei denen sich zwei Generationen trafen, um gemeinsam Kunst zu betrachten, ohne sich vorher zu kennen. Auch bildeten sich zwei Fokusgrup-

pen, die sich aus engagierten Museumsbesuchern beider Zielgruppen rekrutierten. Unter Leitung zweier Koordinatorinnen formulierten die Gruppenteilnehmer unter anderem relevante Fragestellungen zum Thema und brachten sie in das Vermittlungsprogramm ein.

Nicht alle angebotenen Formate waren gleichermaßen erfolgreich. Ein Schreib-Workshop lockte weder junge noch ältere Interessenten aus dem winterlichen Wohnzimmer. Sehr gut besucht, allerdings fast ausschließlich von älteren Teilnehmern, wurde ein Gesangsworkshop mit einem Seniorenchor. Die »Goldies« vom Niederrhein coverten deutsche Rock und Pop Songs und sorgten für viel Spaß. Der Generationendialog trat hier zwar in den Hintergrund, aber die Teilnehmer hatten bei der Finissage die Möglichkeit, ihr frisch erworbenes Liedgut öffentlich zu präsentieren – eine rundum

Grau in Grau, wer will das schon?

gelungene Veranstaltung. Das cool klingende Angebot »Pimp my Rollator«, bei dem der zweckdienliche Alltagsbegleiter in ein temporäres Kunstgefährt umgewandelt werden konnte, rief zwar großes Interesse bei den Medien hervor, die Teilnehmerzahl war aber eher gering. Eine ungünstige Terminierung in der Weihnachtszeit, Vorbehalte gegenüber der Zulässigkeit einer technischen Veränderung des Geräts oder einfacher Transportschwierigkeiten waren mögliche Gründe – ein Workshop, der sich wohl besser als Outreach-Programm eignet – eine Erfahrung mehr. Das teilnehmende Oma-Enkel Duo genoss den Nachmittag allerdings sehr. Sich endlich einmal woanders zu treffen als im Heim war für beide wohltuend und sie verließen das Museum sehr zufrieden und stolz mit dem gepimpten »Zoolator«. Überhaupt muss man sagen, dass gerade erwachsene Enkel mit ihren schon hochaltrigen Großeltern, eine Kombination, die im Museum Seltenheitswert hat, während der Ausstellungszeit öfter zu sehen war.

Als sehr attraktiver Teaser erwies sich das Tagtool: Ein digitales Zeichenbrett, das mit einer Art Mischpult zum Variieren von Farbe und Strichstärke und einem Controller zum Animieren der Zeichnung verbunden ist. Es eignet sich besonders gut für intergenerationelles Arbeiten, weil es spielerisch und einfach zu handhaben ist und man es mindestens zu zweit bedienen muss. Für beide Generationen bot das Tagtool eine neue Herausforderung und war darüber hinaus eine attraktive Gestaltungsmöglichkeit innerhalb der Ausstellung, denn das gemeinsam erschaffene Kunstwerk wurde über einen Beamer auf eine große Projektionsfläche im Raum übertragen. Das Tagtool fungierte als neues Medium nicht nur symbolisch als Generationenbrücke zwischen den »Digital Natives« und den »Digital Immigrants«, sondern wurde tatsächlich von Jung und Alt gerne genutzt. Ein Workshop führte in die Kunst des Taggens ein, in einem zweiten Workshop konnte man sich ein solches Gerät sogar selber bauen. Das Tagtool konnten die Besucher aber auch unabhängig von Veranstaltungen in der Ausstellung ausprobieren. Sehr schnell gerieten am Wochenende junge und jüngste Familienmit-

glieder in die Expertenrolle des Gamecontrollers. Ältere Besucher versuchten sich eher am Zeichenbrett. Teilnehmer beider Fokusgruppen, die die Ausstellung an Wochenenden betreuten, unterstützten die Besucher bei der Bedienung.

Das beliebteste und erfolgreichste Vermittlungsformat, die »Blind Date«-Führungen, waren ausgebucht. Es kamen Schulklassen aller weiterführenden Schulformen sowie Senioren aus unterschiedlichen Interessenzusammenhängen. Die Teilnehmer der Senior-Fokusgruppe arbeiteten sich gemeinsam mit ihrer Koordinatorin in die Ausstellung ein und brachten ihre Einsichten und Ansichten zur Kunst in die Führungen ein, nachdem die Veranstaltung durch eine Kunstvermittlerin anmoderiert wurde. Die anschließenden Ausstellungsgespräche in kleineren Gruppen verliefen sehr intensiv. Mit älteren Menschen über Kunst zu sprechen, die wie sie, die teilnehmenden Schüler und Senioren auch keine Experten auf dem Gebiet waren, nahm Hemmungen und führte zu interessanten und intensiven Auseinandersetzungen. Die Fokusgruppen-Teilnehmer genossen im Verlauf der Ausstellung zunehmend ihre neue Rolle als Co-Moderatoren und machten überraschende Entdeckungen, z.B. gingen Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund deutlich unverkrampfter mit dem Thema Alter um als ihre deutschen Mitschüler. Berufsschulen und Berufskollegs nahmen auffällig oft an Blind Date-Führungen teil. Führungen mit Hauptschülern waren genauso spannend wie mit Gymnasiasten und junge Menschen hatten anstelle von Kaffee trinken und Kuchen essen oft von sich aus wenig Ideen, wie sie die Zeit mit ihren Großeltern mal anders gestalten könnten (LDK Infodienst Nr. 107/Flashmob der Generationen).

Sicher gäbe es noch sehr viel mehr zu entdecken bei weiteren Blind Dates oder anderen, neuen, experimentellen Vermittlungsformen, die einen Generationendialog ermöglichen.

Intergenerative und innovative Angebote für Senioren abseits von Muff und Kaffeeklatsch sind attraktiv und machen Sinn. Sie passieren nicht von alleine, sondern müssen angebahnt und durch ein generationenübergreifendes Thema gestaltet werden. Solche Angebote können gesellschaftliche Gestaltungsprozesse mit ins Rollen bringen, Klischees aufbrechen und mithelfen, bei Jugend und Alter ein differenzierteres Bild voneinander zu entwickeln, um eventuell konstruktiver mit dem demografischen Wandel umzugehen. Gerade wir Kreativen könnten dem Thema zur verdienten Sexyness verhelfen. Dafür braucht es Accessoires wie bei jedem anderen Angebot: Förderung, starke Partner, Beachtung und Öffentlichkeit. Dann ist das Thema auch »sexy« – auch für Museen und Kunstvermittler, und macht Lust auf mehr.

Die Evaluation zur Ausstellung ist bestellbar über sybille.kastner@lehmbruckmuseum.de oder thome@ibk-kultur.de.

Sybille Kastner ist Stellvertretende Leiterin der Kunstvermittlung im LehmbruckMuseum

3.400
Nofretete gehört mit rund 3.400 Jahren längst zur Generation 50+!

Nachgefragt bei Anja Hoffmann

Der Bundesverband Museumspädagogik hat jüngst die Fachgruppe »Generation 60plus im Museum« ins Leben gerufen. Anja Hoffmann, Vorsitzende des Bundesverbandes Museumspädagogik e.V. (BVMP), bringt die Hintergründe auf den Punkt.

Welche Ziele verfolgt der BVMP mit der Gründung der Fachgruppe »Generation 60plus im Museum«?

Die deutsche Gesellschaft wird immer älter. Einige Museen haben sich bereits erfolgreich darauf eingestellt. Andere überlegen noch, wie sie diesem Aspekt des demografischen Wandels begegnen sollen. Unsere Fachgruppe möchte den erfahrenen Vermittler und ihren Museen bundesweit ein Forum für ihre Kompetenzen in der Arbeit mit Älteren geben und den Neueinsteigern Hilfestellungen anbieten. Die Kunst- und Kulturvermittler können sich hier miteinander vernetzen, einen kontinuierlichen Informations- und Erfahrungsaustausch initiieren und auch gemeinsam Projekte entwickeln.

Die Zielgruppe 60plus scheint doch sehr heterogen zu sein: Hochaltrige, demenziell Erkrankte, fitte 100-Jährige, Altenheimbewohner und »selbstständige« Ältere. Wie gehen Sie diese großen Unterschiede in der zukünftigen Arbeit an?

Zunächst gilt es ein Bewusstsein zu schaffen, dass es die (!) Gruppe der Älteren nicht gibt. Die Besucheranalyse, das Leitbild und die Ziele des Museums, nicht zuletzt auch die soziokulturelle Umgebung des Museums bestimmen, welcher Gruppe die Kunst- und Kulturvermittler sich zuerst widmen und welche stimmigen Angebote sie entwickeln. Dazu bietet die Fachgruppe Instrumente, Formate, Methoden und Praxis-Beispiele, wie man seine Gruppe(n) unter den Älteren findet.

Planen Sie, das Fachwissen von Experten aus der Gerontologie abzurufen?

Die Einbindung von Gerontologen erscheint sinnvoll. Das Auftakttreffen der Fachgruppe hat gezeigt, dass einige Museen bereits ganz praktisch mit Fachleuten aus Senioreneinrichtungen kontinuierlich zusammenarbeiten. Aber auch Fachhochschulen und Bildungsträger bieten vermehrt Aufbaustudiengänge und Weiterbildungslehrgänge zu Kulturgerontologie und Kulturgeragogik an. Die ersten Absolventen sind auch schon im Arbeitsfeld der Kultur- und Kunstvermittler zu finden.

Nach frühkindlicher Bildung und interkultureller Bildung nun die Anpassung des eigenen museumspädagogischen Angebots für Ältere. Ist es für die große Masse der kleineren Museen überhaupt zu leisten, für so spezielle Gruppen Angebote zu erstellen?

Die Gruppen der Älteren sind als Publikum nicht so speziell für kleinere Museen. Ein Blick in die Besucherstatistik ergäbe wahrscheinlich, dass viele ältere Menschen schon da sind. Es gilt sie nur in ihren spezifischen Bedürfnissen näher zu fokussieren und dann die Angebote speziell auf sie abzustimmen, z.B. statt einer Frontalführung zur Heimat- und Stadtgeschichte ein Erzählcafé auszuarbeiten, das die Erfahrungen von älteren Zeitzeugen mit einbezieht.

Welche Trends und besonderen Herausforderungen zeichnen sich derzeit in der Museumsszene hinsichtlich der Generation 60plus ab?

Vor allem Kunst-, Freilicht- und Industriemuseen zählen zu den Pionieren, die sich die Generation 60plus offensiv erschließen. Hoch im Kurs stehen Angebote für demenziell erkrankte Menschen. Dabei geht es vor allem um die Wirkung der Programme. Die Anzahl der Besucher spielt ausnahmsweise keine Rolle. Eine der größten Herausforderung liegt allerdings in der zielgruppenorientierten, treffenden Ansprache der Älteren, denn »silver ager« oder »Senioren« u.ä. haben bislang nicht gezündet.

Das nächste Treffen der Fachgruppe »Generation 60plus im Museum« des Bundesverbandes Museumspädagogik findet am 16. September 2013 im Wilhelm-Hack-Museum in Ludwigsburg statt.

Mit den Augen hören, mit den Ohren sehen

Rentner 2.0

Über kulturelle Teilhabe älterer Menschen via Internet — Ursula Lenz

Kultur ein Leben lang – so lautet der Titel einer Stellungnahme, die der Deutsche Kulturrat und die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen (BAGSO) 2009 gemeinsam verfasst haben. Älteren Menschen gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen, die sich auf alle Lebensbereiche – von der politischen Partizipation bis hin zur Teilnahme am kulturellen Leben – bezieht, ist eines der wichtigsten Ziele der BAGSO, die über ihre 110 Verbände die Interessen von ca. 13 Millionen älteren Menschen gegenüber Politik, Wirtschaft und Gesellschaft vertritt.

Das Internet – ein wichtiger Schlüssel zur Teilhabe

Insbesondere für Seniorinnen und Senioren, die in ihrer Mobilität eingeschränkt sind bzw. in ländlichen, verkehrstechnisch schlecht angelegenen Orten leben, sind die neuen Informations- und Telekommunikationstechnologien ein »Tor zur Welt«. Angesichts der ihnen nicht vertrauten Technik und des Angebotsdschungels sind viele ältere Menschen jedoch verunsichert und wagen den Schritt ins Netz nicht – mit der Folge, dass sie sich von heutzutage selbstverständlichen Informationsquellen und Kommunikationsformen ausschließen.

Unterstützung beim Einstieg ins Netz

Um dieser Gruppe den Einstieg in das Internet und die sichere Nutzung zu erleichtern, erstellte die BAGSO mit finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz bereits 2007 einen gut verständlichen und die Leserinnen und Leser Schritt für Schritt begleitenden Wegweiser. Der große Erfolg des 80-seitigen Ratgebers – 250.000 verschickte Exemplare in sechs Jahren – gründet sich wesentlich auf dem Prinzip der Nutzerbeteiligung. Bereits bei der Konzepterstellung wurden 60- bis 85-jährige »Onliner«, aber auch »Nonliner«, die interessiert waren, den Schritt ins Internet zu wagen, in zwei ganztägigen Workshops nach ihren Wünschen, Bedenken und Ängsten befragt. Diese sogenannten Fokusgruppen wurden durch Expertengespräche flankiert.

Das Interesse an dem Wegweiser war außerordentlich groß, die Rückmeldungen waren sehr positiv, und zwar sowohl von älteren Menschen, die ihn allein oder mit Freunden durcharbeiten, als auch von Senioren-Internetclub-Leitern, die Kurse zum Einstieg ins Netz anboten und die Broschüre als Unterrichtsmaterial einsetzen.

Neue Entwicklungen im Bereich des Internets wurden in die vollständige Überarbeitung des Ratgebers im Jahr 2012 einbezogen, so das »Web 2.0«, das sich durch eine Vielzahl interaktiver Angebote auszeich-

net. Auch auf die sozialen Netzwerke, die den Aufbau neuer Kontakte und Interessengemeinschaften ermöglichen, wurde intensiver eingegangen.

Kulturelle Online-Angebote der BAGSO-Verbände

In der BAGSO engagieren sich mehrere Verbände, die das Internet gezielt für ihre zahlreichen kulturellen Angebote nutzen, insbesondere das »Virtuelles und reales Lern- und Kompetenz-Netzwerk – ViLE« und »Senioren Lernen Online«.

Auf der ViLE-Plattform finden sich unterschiedliche Zugänge zu internetgestützten Aktivitäten: Mitglieder bieten virtuelle Lernkurse an, z. B. zur Bearbeitung eines Themas (»Literatur lesen lernen«), sie führen virtuelle Projekte durch (»Frauengeschichte«, »Jüdische Friedhöfe in Deutschland«) und arbeiten projektbezogen sowohl mit Schulklassen als auch mit Seniorengruppen anderer Länder zusammen. ViLE gibt das Online-Magazin »LernCafé« heraus, das von über 25 Senioren-Online-Redakteurinnen und -Redakteuren gestaltet wird.

Vorlesung per Videokonferenz

Initiiert vom Zentrum für Allgemeine Wissenschaftliche Weiterbildung der Universität Ulm (www.zawiw.de), bei dem auch ViLE angesiedelt ist, führen die Einrichtungen der wissenschaftlichen Weiterbildung Älterer von 12 Universitäten im Sommersemester 2013 gemeinsam eine Online-Ringvorlesung zum Thema »Abenteuer Alter(n) – hier und heute« durch (BAGSO-Nachrichten 2/2013, S. 17). Die Vorträge werden per Videokonferenz von der Heimatuniversität der Vortragenden in die Hörsäle der beteiligten Einrichtungen übertragen. Danach schließt sich eine Frage- und Diskussionsrunde an, an der sich alle Standorte beteiligen können.

Kulturstammtisch im Internet

Seit 2009 organisiert die Kunst- und Kulturhistorikerin Barbara Leisner von »Senioren lernen online« (SLO) monatlich per Skype einen Kulturstammtisch, wo sie sich mit Interessierten trifft, um sich auf eine Reise durch die Welt der Kunst im Internet zu begeben (BAGSO-Nachrichten 2/2010, S. 18). Für dieses Angebot erhielt SLO einen 1. Preis beim BAGSO-Wettbewerb »Internet – Keine Frage des Alters!«, der anlässlich des 10. Deutschen Seniorentages ausgeschrieben war.

Den Louvre ins Wohnzimmer holen

Intensiv genutzt wird das Internet zur Vorbereitung von Reisen. »Ich muss dann nicht immer in unsere Bücherei, deren Angebot ohnehin begrenzt

ist. Außerdem freue ich mich, dass mein Mann, der leider nicht mitreisen kann, mich ein Stück des Weges virtuell begleitet, z. B. durch Online-Museumsbesuche«, so schreibt eine 75-Jährige in einem Brief, in dem sie sich für den Wegweiser bedankt.

Museumsbesuche im Internet sind für immobile ältere Menschen eine hervorragende Möglichkeit, sich die Kunst der Welt in die eigene Wohnung zu holen. Als ein Beispiel sei genannt »Lebendiges virtuelles Museum Online« der Stiftung Deutsches Historisches Museum (www.dhm.de/lemo) und der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (www.hdg.de/lemo).

Aus Einsendungen, z. B. zum Wettbewerb anlässlich der BAGSO InternetWoche 2012, wissen wir, dass Ältere neben den Bereichen Gesundheit, Wohnen, freiwilliges Engagement das Netz nutzen:

- für Hintergrundinformationen und Rezensionen zu aktuellen Büchern und ihren Autoren, zu Filmen, Schauspielern und Regisseuren sowie zu Theater-, Oper- und Konzert-Veranstaltungen am Wohnort oder in der näheren Umgebung
- für detaillierte Informationen zu Radio- und Fernsehsendungen bzw. das nochmalige Hören bzw. Sehen per Podcast
- zur Recherche nach Büchern, Hörbüchern, Musik-CDs und DVDs in den Bibliotheken mit der Möglichkeit, diese vorzubestellen
- zur Suche nach Gedichten, von denen nur die Anfangszeilen bekannt sind, und nach Aphorismen
- um virtuell dabei zu sein, z. B. durch Livestream-Übertragungen von Veranstaltungen, 2012 erstmals vom 10. Deutschen Seniorentag, als der NDR mehrere Veranstaltungen per Internet übertrug.

Dass ältere Menschen durchaus bereit sind, ihre Vorbehalte dem Internet gegenüber aufzugeben, zeigen uns die zahlreichen Briefe und E-Mails, in denen die neuen Nutzer ihrer Begeisterung über die vielen Nutzungsmöglichkeiten Ausdruck verleihen. Das Internet eröffnet neue Zugänge – auch und nicht zuletzt zur Kultur und zur kulturellen Bildung. Der »Wegweiser durch die digitale Welt« ist kostenfrei zu beziehen über den Publikationsversand der Bundesregierung (PF 4810 09, 18132 Rostock; publikationen@bundesregierung.de). Eine Hörfassung für Blinde und Sehbehinderte im Daisy-Format kann bei der BAGSO angefordert werden.

Ursula Lenz ist BAGSO-Pressereferentin

Barrierefreie Angebote im öffentlich-rechtlichen Rundfunk – für immer mehr Menschen ein wichtiger Zugang zu kultureller Bildung — Niels Rasmussen

Für die kulturelle Bildung hat der öffentlich-rechtliche Rundfunk in Deutschland eine wichtige Funktion. Er bietet Kultur- und Klassikprogramme im Radio, Sendungen im Ersten, Zweiten, den Dritten, auf 3Sat und bei ARTE. Von der Opernübertragung, dem Mitschnitt von Konzerten, Hörspielen, Lesungen, Literatursendungen, Features, Dokumentationen, den Kulturmagazinen bis hin zu anspruchsvollen Filmen ist für jeden etwas dabei. Hinzu kommen die Orchester, Chöre und Bigbands der Sender. Da im Alter die Mobilität abnimmt, sind die Medien für viele ältere Menschen die zentrale Quelle für kulturelle Inhalte.

Ein barrierefreier Zugang zum Fernsehen und Radio wird heute in erster Linie als Maßnahme für eine inklusive Gesellschaft diskutiert. Blinden und Sehbehinderten, Gehörlosen und Hörgeschädigten soll der Zugang zum Programm ermöglicht werden. Doch der Bedarf und auch der Nutzen gehen weiter. Viele Menschen, die heute noch über die volle Sehkraft und die volle Hörfähigkeit verfügen, werden später unterstützende Maßnahmen brauchen, um fernsehen zu können. Dem aktuellen Zensus zufolge wa-

Was unternehmen die Sender, um Barrieren abzubauen?

ren 2011 16,8 Millionen Deutsche mehr als 65 Jahre alt – Tendenz steigend. Und mit zunehmendem Alter steigt der Anteil seh- und vor allem hörgeschädigter Menschen deutlich. Während hörbehinderte Menschen laut Deutschem Schwerhörigenbund insgesamt in Deutschland ca. 19% der Bevölkerung ausmachen, sind es bei den über 70-Jährigen mehr als 50%. Es gibt also für eine wachsende Zahl von Menschen einen Bedarf an barrierefreien Angeboten.

Was unternehmen die Sender, um Barrieren abzubauen? ARD und ZDF bieten seit vielen Jahren Untertitel und Hörfilme an. Dieses Angebot war aber nicht ausreichend, daher arbeitet in der ARD seit 2010 eine Projektgruppe daran, es auszubauen. Zunächst wurde mit den Behindertenverbänden diskutiert, wo die Schwerpunkte liegen sollten. Einen umfangreichen Maßnahmenkatalog haben die Intendantinnen und Intendanten daraufhin im September 2011 beschlossen.

»Uns ist wichtig, dass wir alle Menschen mit unseren Programmen erreichen«, betont Lutz Marmor, ARD Vorsitzender und NDR Intendant. »Deshalb setzt die ARD bei der Barrierefreiheit einen Schwerpunkt.« Die bereits umgesetzten und geplanten Maßnahmen der ARD sind daher auch nicht punktuelle Highlights, sondern ein umfassendes, nachhaltiges Ausbauprogramm: Bis Ende 2013 sollen alle Erstsendungen im Ersten mit Untertitelung gesendet werden. Die Untertitelquote wurde zu Beginn dieses Jahres deutlich gesteigert, in den ersten drei Monaten 2013 lag sie bei 78% (2012: 49%). Es werden also heute bereits weite Teile des Ersten Programms untertitelt, die Lücken werden bis Jahresende geschlossen.

Die Dritten Programme arbeiten ebenfalls an einem Ausbau der Untertitelung – vor allem bei den Regionalmagazinen und in der Primetime. Für

die kulturelle Bildung besonders wichtig: Viele Kulturformate werden bereits untertitelt. So können Interessierte »titelthesen temperamente« und »Druck frisch« im Ersten oder die Magazine in den Dritten wie »WestART« (WDR), »artour« (MDR) sowie »Kulturjournal« und »Bücherjournal« (NDR) bereits untertitelt nutzen, weitere werden folgen.

Der schnelle und umfangreiche Ausbau der Untertitelung ist für die Sender finanziell, organisatorisch und technisch eine Herausforderung. In der Praxis sind Live-Sendungen, bei denen die Sprechertexte nicht vorliegen, besonders schwierig zu untertiteln. Da Menschen nicht so schnell lesen können, wie sie gesprochene Sprache verstehen, muss häufig eine journalistische Zusammenfassung der wesentlichen Inhalte erfolgen. Dieser wird dann von den Untertitel-Redakteuren mittels einer Spracherkennungssoftware in das Untertitelsystem gesprochen und auf der Videotext-Seite 150 ausgespielt. Für die Untertitelung einer Gesprächssendung sind parallel drei Untertitel-Redakteure im Einsatz, um den Zuschauern die Inhalte barrierefrei anzubieten.

Die Untertitelung ist dabei nur eine der Maßnahmen. Um Blinden und sehbehinderten Menschen den Zugang zum Fernsehen zu ermöglichen, bieten ARD und ZDF bei einigen Sendungen Sprachbeschreibungen an, die sogenannte Audiodeskription. Dabei werden in den Dialogpausen des Films zentrale Elemente der Handlung, Schauplätze sowie Gestik und Mimik der Personen von einem Sprecher beschrieben. Bei der Audiodeskription setzt die ARD auf Fiktionales, also Spielfilme, Serien und Krimis. Für andere Genres wie Information oder Kultur liefern die Radioprogramme ein besseres Angebot. Bis Ende 2013 werden alle fiktionalen Formate sowie die Tier- und Naturfilme im Hauptabendprogramm des Ersten in einer Hörfilmfassung ausgestrahlt. Im ersten Quartal lag der Anteil audiodeskribierter Sendungen in der Primetime im Ersten bereits bei 35%.

Für Gehörlose bietet die ARD verstärkt Gebärdensprachangebote in den Mediatheken an. Diese sind – wie auch die übrigen Online-Angebote – bereits weitgehend barrierefrei. Derzeit arbeitet man daran, die verfügbaren Untertitel und Audiodeskriptionen noch stärker im Internet nutzbar zu machen.

Mit der Einführung der Haushaltsabgabe gilt für viele bislang von der Gebühr befreite Menschen mit Behinderung nun ein ermäßigter Beitrag – sofern sie finanziell dazu in der Lage sind. Trotzdem sind die Verbände mit der Entwick-

Viele Kulturformate werden untertitelt.

lung zufrieden. »Uns geht es um ein umfassendes Angebot. Wir sehen, dass die ARD und der NDR hier sogar schneller vorankommen als angekündigt«, sagte Alexander von Meyenn, Vizepräsident des Deutschen Gehörlosen-Bundes bei einem Treffen der Schwerhörigen-, Gehörlosen- und Blindenverbände mit dem federführenden NDR im Januar in Hamburg. »Deshalb haben wir gegen einen ermäßigten Beitrag auch keine Einwände.« Und viele, die heute noch gut sehen und hören können, werden im Alter davon profitieren, dass die öffentlich-rechtlichen Sender ihr Untertitel- und Hörfilm-Angebot derzeit deutlich ausbauen.

Niels Rasmussen leitet den Online-Bereich des NDR und die ARD Projektgruppe Barrierefreiheit

62,7%

der 60-bis 69-Jährigen nutzen das Internet.

Gut aufgehoben statt abgeschoben

600.000
Ungefähr zwei Millionen Menschen in Deutschland sind pflegebedürftig. 600.000 von ihnen leben in Heimen.

und das Erfüllen von persönlichen Wünschen steht dabei nicht immer im Fokus. Diese medizinisch diktierten Standards versuchen wir aufzulockern. Das ist ein langer Weg. Die Vorstellung, dass die eigenen Eltern, oder gar man selbst, später in einem 08/15-Heim leben, ist der Antrieb, an der Situation etwas zu verbessern. Dieser Wandel dauert Jahre. Außerdem sind wir auf Unterstützung durch Ehrenamtliche angewiesen. Ein entsprechendes Netzwerk aufzubauen ist sehr arbeitsintensiv. Sie helfen uns zum Beispiel bei dem Projekt »Endlich wieder Tanzen«, das wir zusammen mit der hiesigen Tanzschule durchführen.

Freude und Glück sind schwer messbar. Müssen Sie diese kulturelle Arbeit evaluieren und Erfolge nachweisen?

— Nein, das ist nicht nötig. Aber wir sehen, wie gut diese Angebote den Besuchern tun. Eine demenziell erkrankte Dame, die nicht mehr sprechen kann, kam mir am Morgen, nachdem sie die Marionettenoper besucht hatte, freudestrahlend mit der Eintrittskarte winkend entgegen. Die Eintrittskarte wurde für diese demente Dame eine Erinnerungsbrücke und so wirkte der Opernbesuch nach. Das ist wunderbar zu erleben. Die Bewohner aus dem Heimtrott herauszuholen und Freude zu schenken, wirkt unglaublich lang nach. Auch wenn sich Personen nicht mehr direkt an den Besuch erinnern können, da ihr Gedächtnis dies nicht mehr zulässt, wirken sie einfach zufriedener. Sie fragten nach der Evaluierbarkeit. Als Leiterin habe ich mich mit der Lebensdauer der Heimbewohner befasst. Durchschnittlich verweilen Menschen in Deutschland 29 Monate in einem Pflegeheim, bevor sie versterben. In unserer Einrichtung sind es 47 Monate. Ich führe diese Tatsache darauf zurück, dass wir es schaffen, den Menschen Lebensmut und Lebenswillen zurückzugeben, sie animieren und motivieren zu leben. Rückstufungen in eine niedrigere Pflegestufe sind bei uns keine Seltenheit. Häufig werden als »austherapiert« geltende Patienten aus den Krankenhäusern zu uns in die Einrichtung gebracht. Nicht selten schaffen wir es, dass diese Menschen nach wenigen Monaten wieder am Leben teilnehmen. Das ist ein toller Erfolg für das Haus und alle Mitarbeiter, der unglaublich viel Motivation gibt. Es geht eben nicht immer nur bergab.

Hohes Alter oder ein besonderer körperlicher Zustand sind also keine Gründe, um Kultur nicht genießen zu können.

— Der Besuch einer Vernissage ist auch in einem Liegerollstuhl möglich. Sollte jemand bettlägerig sein und die Angebote nicht wahrnehmen können, versuchen wir die Angebote zu den Bewohnern zu bringen. Das Tolle an den Ausstellungen und anderen Veranstaltungen ist nicht zuletzt der Trubel und die unterschiedlichen Menschen, die zu diesem Anlass ins Heim kommen und miteinander ins Gespräch kommen. Als die Stimmung im Heim während der trüben Jahreszeit bedrückt war, wünschte ich mir eine besondere Künstlerin, die bei uns ausstellt. Wir zeigten dann Bilder, auf denen Frauen mit Rubensfigur zu sehen waren. Das sorgte wochenlang für Gesprächsstoff.

Welche Ideen oder Wünsche würden Sie gerne mit den Zuständigen in der Politik besprechen?

— Ich würde bei einem solchen Gespräch gerne die Frage diskutieren, wie Pflege- und Hilfsbedürftigkeit verhindert werden kann. Mein Fokus läge nicht auf dem Problem der zukünftigen Finanzierbarkeit, sondern auf der Vermeidung der Bedürftigkeit. Wir haben in Lindau ein entsprechendes Pilotprojekt konzipiert. Wenn dieses in Lindau Früchte trägt, wäre es ein Herzensanliegen von mir, das Konzept auf weitere Städte auszuweiten.

Anke Franke ist Diakonie-Geschäftsführerin und Heimleiterin des Maria-Martha-Stift, Lindau

Das Maria-Martha-Stift ist ein Alten- und Pflegeheim auf der Insel Lindau am Bodensee. In ihm leben zurzeit 30 rüstige und 60 pflegebedürftige Bewohner. »Bis zum Ende leben, nicht bis zum Ende pflegen«, so lautet das Konzept des Hauses. Im Gespräch mit der Heimleiterin Anke Franke, einer studierten Mathematikerin, Physikerin und Diplom-Betriebswirtin, geht Stefanie Ernst dem Erfolgskonzept des mehrfach ausgezeichneten Stifts auf den Grund.

Frau Franke, wie findet eine studierte Mathematikerin, Physikerin und Betriebswirtin eigentlich den Weg in ein Seniorenstift?

— Physik und Mathematik habe ich vor der Wende studiert. Als mein Sohn geboren wurde, ging ich nicht ins Referendariat, sondern begann ein Studium der Betriebswirtschaft, was sozusagen die Basis meiner heutigen Tätigkeit ist. Anfangs – als mein Sohn noch jünger war – arbeitete ich auf einer Teilzeitstelle, was mir sehr entgegenkam, da so ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Arbeit und Familie bestand. Damals waren Teilzeitstellen für Betriebswirtinnen nicht so häufig, deshalb sagte mir die Stelle im Pflegeheim aus arbeitsökonomischen Gründen sehr zu. Schnell stellte ich fest, dass die dortige Arbeit überhaupt nicht so langweilig war, wie ich mir vorgestellt hatte. Ich begriff meine Tätigkeit als große Herausforderung. Die Vorstellungen, die ich von einem guten Heim hatte, deckten sich nicht unbedingt mit dem, was ich vorfand. Das weckte meinen Ehrgeiz.

Das Maria-Martha-Stift gilt als eines der Vorzeigehäuser, wenn es um kulturelle und anderweitig innovative Angebote für Senioren geht. Ich entnehme Ihren Ausführungen, dass die Situation, die Sie zu Beginn Ihrer Arbeit vorfanden, eine gänzlich andere war.

— Absolut. Das Heim in seiner heutigen Ausrichtung haben die Mitarbeiter und ich gemeinsam aufgebaut.

Welche speziellen kulturellen Angebote existieren bei Ihnen in der Einrichtung?

— Viele der Bewohner können kulturelle Angebote in Lindau und Umgebung aufgrund von körperlicher Beeinträchtigung nicht mehr alleine wahrnehmen oder trauen es sich schlichtweg nicht mehr zu. Wenn die Bewohner den Weg zu Kunst und Kultur nicht mehr eigenständig beschreiten können, dann muss die Kultur ins Heim geholt werden. Eines dieser innerhäuslichen Angebote sind unsere Konzerte, die wir vier- bis fünfmal im Jahr veranstalten und bei denen Berufsmusiker auftreten. Bei den Konzerten sind etwa 30 Bewohner unserer Einrichtung anwesend, zum Teil mit Ihren Angehörigen. Nur weil die Bewohner alt sind, müssen sie ja nicht auf Kulturangebote verzichten. Wir passen die Angebote an und liefern eine entsprechende Unterstützung. Unsere Bewohner sollen so normal wie möglich ihren Lebensabend bei uns verbringen können. Und Kultur ist da ein wichtiger Baustein. Neben den Konzerten veranstalten wir im Heim Vernissagen. Die Ausstellungen zeigen wir im Flur oder im Wintergarten. Die unterschiedlichen Ausstellungen wechseln ungefähr alle drei Monate. Besonders gerne stellen Künstler

der Region in unseren Räumen aus. Ein besonderes Highlight war die Ausstellung »Jahr 100 Mensch« des deutschen Fotografen Karsten Thormaehlen. Die ausgestellten Porträts zeigten Männer und Frauen, die 100 Jahre und älter sind. Das war eine wahnsinnig eindrückliche Ausstellung. Solche Künstler und ihre Werke kann man natürlich nicht jeden Tag in die Einrichtung holen. Es ist uns ganz wichtig, dass neben den Bewohnern auch Menschen aus Lindau und Umgebung zu den Kulturveranstaltungen kommen, die keinen direkten, persönlichen Bezug zum Haus haben. Auf diese Weise versuchen wir, der Scheu und den Vorurteilen vor bzw. gegenüber Altenheimen, die in der Öffentlichkeit noch weit verbreitet sind, entgegenzuwirken.

Rezipieren alte Menschen Kunst anders?

— Ich erlebe die Bewohner zum Teil als sehr kritische Geister in Bezug auf Kunst. Einige unserer Bewohner sind demenziell erkrankt und gerade sie sind in ihren Äußerungen hier sehr klar und direkt. Sie sagen gerade heraus, ob ihnen etwas gefällt oder nicht. Zum Beispiel haben wir einmal ein Konzert mit experimenteller Musik veranstaltet. Das kam offenkundig bei den Bewohnern nicht so gut an. Generell hat sich herausgestellt, dass viele eher leichte, beschwingte, harmonische Musik bevorzugen und die schrägen Töne eher ablehnen.

Kunst genießen können ist das eine, selbst künstlerisch aktiv werden das andere. Nutzen Sie spezielle Angebote der kulturellen Bildung für ältere Menschen?

— Angeleitet von einer Lindauer Künstlerin trifft sich unsere Malgruppe einmal wöchentlich. Musiziert wird regelmäßig in unserer Klangwerkstatt. Hier proben die Bewohner auch für öffentliche Auftritte, die bei den Teilnehmern wie der hiesigen Öffentlichkeit sehr beliebt sind. Zudem gibt es eine Kooperation mit dem Kindergarten in der Nachbarschaft. Immer wieder starten wir Musikprojekte, bei denen unsere Senioren und die Kindergartenkinder gemeinsam musizieren und bei Gelegenheit, zumeist hausspezifischen Feiern, auch gemeinsam auftreten. Neben diesem aktiven Kunsterleben eröffnen sich immer wieder wunderbare Möglichkeiten, um Kultur außerhalb des Heims erlebbar zu machen. Unsere Hauswirtschaftsleiterin zum Beispiel ist mit dem Theatermeister des Lindauer Stadttheaters, in dem sich die Marionettenoper befindet, verheiratet. Dieser direkte Draht zur Marionettenoper ist für unsere Heimbewohner wunderbar. Wenn die Vorstellungen dort nicht ausverkauft sind, bekommt das Heim die Restkarten angeboten. So kann es sein, dass uns auf einen Schlag 20 Plätze frei zur Verfügung stehen.

Unsere Senioren genießen die Aufführungen und wir sind flexibel genug, den Transport dorthin kurzfristig zu ermöglichen. Und wissen Sie, was das Erstaunliche ist: Unsere Konzerte im Heim dauern immer nur eine Stunde, weil dann die Konzentration nachlässt. Die Aufführungen in der Marionettenoper dauern aber auch gut und gerne mal zwei Stunden und länger. Alle sind in dieser verhältnismäßig langen Zeit mucksmäuschenstill und verfolgen das Geschehen auf der Bühne mit Spannung. Das ist schon unglaublich.

Nehmen an diesen Aktivitäten orientierte wie demenziell erkrankte Menschen teil?

— Ja, die Gruppen sind durchmischt.

Außergewöhnlich scheint mir, dass Sie den Großteil Ihres Personals schulen lassen, damit die Bewohner auf der Gitarre begleitet werden können, wenn das gewünscht ist.

— Fort- und Weiterbildungen der Mitarbeiter sind sehr wichtig. Der Gitarrenkurs basiert auf meiner Erfahrung mit dem Gitarrenspiel. Ich habe gelernt, vom Blatt zu spielen, konnte aber nie richtig begleiten. Deshalb nahm ich Unterricht bei einer Lehrerin, um das Begleiten auf der Gitarre zu lernen. Ich habe gemerkt, dass sich solche Fähigkeiten sehr gut in den Heimalltag integrieren lassen und so kam es dann zu den Gitarrenschulungen der Mitarbeiter. Die Arbeit hier ist mehr als reine Pflege-tätigkeit. Die Mitarbeiter bringen ihre Persönlichkeit ein. Einige sind sportlich und begleiten unsere Sportgruppen, andere musizieren. Jeder kann etwas Besonderes und das sollte er einbringen können.

Häufig liest man aber von der starken Überlastung der Pflegekräfte. Viele klagen über zu wenig Zeit für die Pflege der Bewohner. Gitarrenspielen mit den Senioren trotz des knappen Zeitbudgets, das funktioniert?

— Ja, natürlich. Das oft vorgebrachte Argument »Zeitmangel« kann ich ehrlich gesagt nicht mehr hören. Das ist alles eine Frage der Organisation und der Einstellung. Unsere Pflegekräfte binden diese kulturellen oder anderen Angebote in ihre Pflegetätigkeit ein. Klar sind die Personalschlüssel eng bemessen. Aber mit gut ausgebildeten Mitarbeitern, die einer Arbeit nachgehen, in die sie ihre persönlichen Stärken einbringen können und Freude erfahren, funktioniert das Modell.

Aber warum sieht die Realität in vielen Heimen noch ganz anders aus?

— Weil oftmals ausschließlich medizinische Belange im Vordergrund stehen. Zufriedenheit der Bewohner am Lebensende

Kurz und knapp

WEITERBILDUNG

»Kulturkompetenz50+« Workshop-Reihe

Mit Inhalten aus dem Bereich Kulturpädagogik beschäftigt sich die Workshop-Reihe »Kulturkompetenz50+«, die Kultureinrichtungen sowie Menschen, die in Kultureinrichtungen bzw. Institutionen der kulturellen Erwachsenenbildung arbeiten, dabei unterstützen will, ältere Menschen als Publikum und aktive Nutzer von Kulturangeboten zu gewinnen. Das Angebot trägt dem demografischen Wandel Rechnung: Immer mehr Menschen werden immer älter. Für diese ein adäquates Kulturprogramm zu schaffen ist eine neue Herausforderung. Die Workshop-Reihe stellt Wissen und Praxishilfen für Fachkräfte und Multiplikatoren bereit, die mit älteren Menschen im Kulturbereich arbeiten (möchten). Dabei geht es auch um die besonderen Gegebenheiten im Umgang mit Älteren, mit ihren besonderen Möglichkeiten und Grenzen. Die Teilnehmer sollen mehr über altersspezifische Interessen und Bedürfnisse erfahren. Die Workshops richten sich an Tätige in der Kulturvermittlung, in Kultur- und Sozialeinrichtungen, an Lehrende in der kulturellen Erwachsenenbildung sowie Künstlerinnen und Künstler. Sie können einzelne oder mehrere Workshops spartenübergreifend besuchen.
→ www.ibk-kubia.de

Kulturelle Bildung als Profil für Lehramtsstudierende an der der Ruhr-Universität Bochum

Im Fachbereich Sportpädagogik und Sportdidaktik der Ruhr-Universität Bochum (RUB) ist zum Sommersemester 2013 ein neues Angebot entwickelt worden: die Profilbildenden Studien Kulturelle Bildung. (Lehramts-)Studierende der RUB können innerhalb ihres Regelstudiums damit erstmals profilbildende Studien absolvieren und sich für den wachsenden Bereich der kulturellen Bildung an Schulen qualifizieren.
→ www.ruhr-uni-bochum.de

Musik in der Kindheit - Berufs- begleitendes Studienmodul für Erzieherinnen und Erzieher

Die Professional School der Leuphana Universität Lüneburg hat zusammen mit namhaften Autorinnen und Autoren den Studiengang »Musik in der Kindheit« speziell als Modul für Erzieherinnen und Erzieher entwickelt. Das Studienmodul soll Erzieherinnen dazu befähigen, Kindern in sehr jungen Jahren Musik zu vermitteln. Der Bachelor Musik in der Kindheit richtet sich an staatlich anerkannte Erzieherinnen und Erzieher, die über eine mindestens dreijährige Berufserfahrung verfügen. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung fördert »Aufstiegsstipendien«, für die sich am Studiengang Interessierte bewerben können.
→ www.leuphana.de

VERANSTALTUNGEN

»GoMusic SummerCamp« für junge Musiker in Remscheid

Das »Playing in a Band« wird in den Sommerferien (Nordrhein-Westfalen) in der Akademie Remscheid zu einem besonderen Erlebnis. Vom 12. bis zum 16. August 2013 findet hier das »GoMusic SummerCamp« statt. Das Sommercamp bietet jungen Musikerinnen und Musikern in Schüler- und Jugendbands die Gelegenheit, mit international namhaften Musikerinnen und Musikern zusammen zu arbeiten. In Workshops, Coachings, Sessions und Konzerten werden die jungen Bands während des Camps von dem prominent besetzten Dozententeam unterstützt, beraten und gefördert. Veranstalterin ist die Landesarbeitsgemeinschaft Musik Nordrhein-Westfalen.
→ www.lagmusik.de

5 x 5 Wege der Baukulturvermittlung

Die Bundesstiftung Baukultur nimmt ihr 5-jähriges Jubiläum im Jahr 2013 zum Anlass, eine Zwischenbilanz ihrer Arbeit zu ziehen, indem sie ihre Interpretation der »Aufgabe Baukulturvermittlung« an eigenen Projekten und Formaten vorstellt. Was kann ein Haus über sich erzählen? Wie gelingt ein Dialog über Baukultur im Web 2.0? Wie finden baukulturelle Themen ihren Weg in die breite Öffentlichkeit? Die Ausstellung »5 x 5 Wege der Baukulturvermittlung« zeigt noch bis zum 27. September 2013 in den Räumen der Bundesstiftung Baukultur in Potsdam, wie die Stiftung mit ihren Formaten baukulturelle Themen in die Öffentlichkeit bringt und Fachdiskurse anregt.
→ www.bundesstiftung-baukultur.de

Deutsches Orchestertreffen 60+

Die Bundesvereinigung Deutscher Orchesterverbände veranstaltet vom 12. bis 15. September 2013 das »Deutsche Orchestertreffen 60+«. Im bayerischen Bad Kissingen werden sich erstmals auf Bundesebene Seniorenorchester und musikalische Senioren aller Orchesterparten treffen, um zu musizieren und Anregungen für eine ausdauernde und qualitätserfüllte Musikpraxis zu erfahren. Gleichzeitig dient das Treffen der Multiplikatoren als Fortbildung in der musikalischen Arbeit mit Senioren. Programminhalte sind Seminare, offene Orchesterproben, Workshops zum instrumentalen Training; darüber hinaus gibt es auch Konzertveranstaltungen.
→ www.orchesterverbaende.de

PUBLIKATIONEN

»Entfalten statt Liften«: Studie über ältere Menschen und kulturelle Bildung

Die Bundesvereinigung Kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V. (BKJ) hat in ihrer »Schriftenreihe Kulturelle Bildung« unter dem Titel »Entfalten statt Liften« eine Publikation über die Bedürfnisse älterer Menschen im Bereich der kulturellen Bildung herausgegeben. Viele Kulturanbieter haben im Rahmen des demografischen Wandels die neue Zielgruppe von Menschen ab 60 Jahren schon erkannt. Die Studie des Instituts für Bildung und Kultur legt empirische Forschungsergebnisse vor, wie kulturelle Bildungsangebote für Ältere gestaltet werden sollten, um den Bildungsbedürfnissen Älterer und den Veränderungen des Lernens im Alter gerecht zu werden. Schwerpunkt der Publikation ist die Auswertung qualitativer Experteninterviews mit Teilnehmenden zwischen 60 und 85 Jahren sowie mit Dozenten kultureller Bildungsangebote für Senioren. Die Publikation ist als Forschungsarbeit am Kompetenzzentrum für Kultur und Bildung im Alter (kubia) im Institut für Bildung und Kultur, Remscheid, entstanden und ist die Dissertationsschrift der Autorin Kim de Groote. Die Zielgruppe: Wissenschaftler und Praktiker aus Kunst, Kultur, (Erwachsenen-)Bildung und Altenarbeit, die sich mit den Bedürfnissen von Senioren in kulturellen Bildungsangeboten auseinandersetzen möchten.
→ www.bkj.de

»each one teach one« - Inklusion durch kulturelle Bildung im Kontext von Jugendszenen

Mit »each one teach one«, herausgegeben von Daniel Mark Eberhard und Anna Magdalena Ruile, ist der erste Band der Schriftenreihe des interdisziplinären Forschungsnetzwerks Forum Populärkultur an der Universität Augsburg erschienen. Darin finden sich zwölf Beiträge von Wissenschaftlern und Experten für Jugend- und Interkultur zum Zusammenhang von Jugendszenen, Inklusion und kultureller Bildung. Neben der theoretischen Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen, pädagogischen sowie institutionellen Bedeutung und Verankerung von Jugendszenen, werden darüber hinaus anhand von spezifischen Formen künstlerischer Entfaltung die Herausforderungen und Schwierigkeiten im Umgang mit Jugendszenen thematisiert.
→ www.uni-augsburg.de

WETTBEWERBE

Gesucht: Ideen und Vorbilder für Integration durch Musik

Mit der Ideeninitiative »Integration durch Musik« möchte die Liz Mohn Kultur- und Musikstiftung das Miteinander von Kindern und Jugendlichen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund fördern. Bis zum 31. August 2013 sind deutschlandweit wieder Institutionen, Vereine, Verbände, Stiftungen sowie individuelle Initiativen und Akteure mit gemeinnütziger Zielsetzung eingeladen, musisch orientierte Projekte für eine erfolgreiche Integration von Kindern und Jugendlichen zu entwickeln. Die Umsetzung von maximal 15 der eingereichten Projektanträge unterstützt die Ideeninitiative »Integration durch Musik« mit jeweils bis zu 5.000 Euro.
→ www.kultur-und-musikstiftung.de

Nominierungen für BKM-Preis Kulturelle Bildung

Kulturstaatsminister Bernd Neumann hat die Nominierungen für den BKM-Preis Kulturelle Bildung 2013 bekannt gegeben. Mit diesem Preis honoriert der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) seit 2009 jährlich hervorragende, modellhafte Projekte der künstlerisch-kulturellen Vermittlung. Der Preis ist mit insgesamt 60.000 Euro dotiert, jährlich werden drei Preise verliehen. Erstmals erhalten in diesem Jahr auch die nominierten Projekte eine Anerkennungsprämie von je 5.000 Euro. Zehn Projekte aus rund 120 Vorschlägen wurden nominiert. Die Preisverleihung findet am 17. September 2013 in der Stiftung Genshagen statt. Dort wird Kulturstaatsminister Bernd Neumann die Auszeichnung an die diesjährigen Preisträger überreichen.
→ www.bundesregierung.de

2008

Das Kompetenzzentrum
für Kultur und Bildung
im Alter existiert
seit 2008.

Erstmals deutscher Lesepreis für innovative Leseförderungsmaßnahmen

»Leseförderung ist unabdingbar für eine funktionierende Gesellschaft.« Diese Überzeugung veranlasst die Commerzbank-Stiftung sowie die Stiftung Lesen in diesem Jahr erstmals den »Deutschen Lesepreis« auszuloben. Der Preis soll innovative Leseförderungsmaßnahmen auszeichnen und sucht nach »herausragenden Maßnahmen und Projekten in den Feldern, die dazu beitragen, eine Kultur des Lesens zu erhalten und zu fördern«. Ausgeschrieben ist der Preis in vier Kategorien – Sonderpreis: Ideen für morgen (6.000 Euro), Herausragendes individuelles Engagement (insgesamt 4.500 Euro), Herausragendes kommunales Engagement (insgesamt 4.500 Euro) und Wissenschaftspreis (wird erst 2014 wieder verliehen). Bewerben können sich Einzelpersonen, Gruppen, Vereine oder andere Institutionen, die sich in diesem oder im vergangenen Jahr aktiv für die Förderung der Lesefreude und der Lesekompetenz eingesetzt haben. Bewerbungsschluss ist der 31. Juli 2013. Verliehen wird der Deutsche Lesepreis am 7. Oktober in Berlin.
→ www.deutscher-lesepreis.de

Ab dem 19. August 2013 finden Sie uns
in der Mohrenstr. 63 in 10117 Berlin!

Kultur bildet.

erscheint als regelmäßige Beilage zur Zeitung Politik & Kultur, herausgegeben von Olaf Zimmermann und Theo Geißler.

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Adresse

Deutscher Kulturrat e.V.
Chausseestraße 103, 10115 Berlin
Telefon: 030/24 72 80 14
Fax: 030/24 72 12 45
post@kulturrat.de, www.kulturrat.de

Deutscher
Kulturrat

Redaktion

Olaf Zimmermann (Chefredakteur, V.i.S.d.P.),
Gabriele Schulz (Stv. Chefredakteurin),
Stefanie Ernst (CvD), Kerstin Hübner,
Andreas Kolb, Andrea Wenger, Carolin Ries

Redaktionsassistentz

Tatjana Gridnev, Verena Schmidt

Verlag

ConBrio Verlagsgesellschaft mbH
Brunnstraße 23, 93053 Regensburg
Telefon: 0941/945 93-0, Fax: -50
info@conbrio.de, www.conbrio.de

Druck

Freiburger Druck GmbH & Co. KG

Gestaltung

4S Design

Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen wir keine Haftung. Sollte in Beiträgen auf das generische Femininum verzichtet worden sein, geschah dies aus Gründen der besseren Lesbarkeit. Selbstverständlich sind immer weibliche als auch männliche Gruppenangehörige einbezogen. Alle veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Deutschen Kulturrates e.V. wieder.